

Wochenblatt für Wilsdruff

Beilage zu Nr. 2.

Sonnabend, den 9. Januar 1915.

Betrachtung zum 1. Sonntag nach Epiphania.

5. Mose 32, 4. Er ist ein Fels. Seine Werke sind unerschütterlich; denn alles, was er tut, das ist recht.

Was Gott tut, das ist wohlgetan, so bekennet Mose, der Mann Gottes. Wunderbar hat der Herr ihn und sein Volk geführt, durch Zweifel und schwache Stunden hat er hindurch gemüht, die Erwartungen, mit denen er aus Ägypten auszog, haben sich nicht erfüllt. Seine ganze Generation ist in der Wüste gestorben, und er selbst weiß, daß sein Fuß das gelobte Land nicht betreten wird; und dennoch im Glauben stellt er sich auf den Felsengrund: „Alles, was Er tut, das ist recht.“ — Es ist etwas Wundervolles, wenn ein Mensch alles Glück eines reichen Lebens aus Gottes Hand hinnimmt mit dem Bekenntnis: So segnet seine irdische Hand. Aber schöner noch ist es, wenn wir, wie Mose, auch über den Enttäuschungen und Rätseln, auch über den dunklen Fährungen unseres Lebens sprechen können: Was Gott tut, das ist wohlgetan. Gelungen und gedeutet haben wir's schon so manchem an Särgen und Gräbern an Krankenbetten und in einsamen Stunden, und bisweilen durften wir's auch erfahren, wie aus der Tränenfaat eine reiche Freudenenernte erwuchs; und wenn uns vieles jetzt noch dunkel ist, wenn heiße Kämpfe und herbe Verluste uns noch bevorstehen, sollten wir darum verzagen? Nimmermehr! In Martha von Bethanien sprach der Herr in einer Stunde tiefsten Leidens: „So du glaubst würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen.“ So gehen auch wir im Glauben die unverständlichen Wege Gottes, bis einst der Glaube zum Schauen wird, bis wir gerade in ihnen am klarsten Gottes Herrlichkeit schauen und mit allen Bollenden rühmen: Er hat alles wohl gemacht.

Mein Herr und Gott, so nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich.
Aus „Licht und Kraft für den Tag.“

Luxemburg im Kriege.

Casafino-Renda, der längst mehrfach genannte Berliner Korrespondent des „Giornale d'Italia“, der mit einem deutsch-feindlichen Kollegen ein Säbelduell ausgefochten hat, weil jener ihn wegen seiner unparteiischen Berichte vom Kriegsschauplatz angegriffen hatte, ist neuerdings auch in Luxemburg gewesen und schildert jetzt in seinem römischen Blatte die Verhältnisse des Vändchens unter der deutschen Besetzung. „Ob sich die Luxemburger“, so sagt Casafino-Renda, „in ihrer Haut einer ihnen aufgezwungenen Neutralität wohl fühlen oder nicht, ist schwer zu sagen. In Deutschland gibt es ein Sprichwort, das lautet: „Es gibt in der Welt gute und schlechte Menschen und Luxemburger.“ (N) Ich kann nicht sagen, ob dieses Sprichwort, das die Luxemburger jenseits von Gut und Böse stellt, die Wahrheit sagt. Dafür kann ich aber umso fester versichern, daß das Schauspiel, dem man hier mitten in der deutschen Okkupation beizuwohnt, überaus kurzweilig ist. Die „Besetzten“ befehligen sich gegen die „Besetzer“ einer Haltung, von der man nicht sagen kann, ob sie hinter ihre allzu profitorientierte Handelsleute oder gute, auf Rache bedachte Patrioten verstanden. In jedem Fall haben sie sich vorgenommen, die Deutschen für die Verletzung ihres Landes teuer zahlen zu lassen. Das beweisen die gesalzenen Rechnungen, die sie ihnen präsentieren. Unter dem liebenswürdigen Anschein, ihnen das mäßige Umrechnungsgeschäft zu erklären, legen sie an die Stelle der Francs einfach Mark. Was früher 10 Francs kostete, kommt infolgedessen die Deutschen heute auf 10 Mark zu stehen, d. h. sie müssen

20 Prozent über den Preis zahlen. Sie haben im übrigen alles zu ihrer Verfügung gestellt, ja sie haben ihnen selbst das eleganteste Klublokal der Stadt zu Lazarettzwecken für Verwundete überlassen, aber wohlverstanden, gegen Zahlung einer Miete, just als wenn es sich um ein Hotel handelte. Und wenn man in einen Laden eintritt, um Einkäufe zu machen und sich dabei durch die Sprache als Deutscher zu erkennen gibt, so wird man unweigerlich stets in reinstem Deutsch angesprochen. Sobald man aber bezahlt hat und sich der Tür nähert, verabschiedet sich der Ladeninhaber stets mit einem stark betonten „Bon jour, Monsieur“, als wenn er sagen wollte, „ich stehe wohl Deine Markstücke ein mein lieber Herr, aber im übrigen bin ich für den Dreiverband“. Ueber das ganze Land breitet sich ein Hauch von Frieden, den derjenige, der von den blutgetränkten Schlachtfeldern kommt, als wahren Trost empfindet. Die Bevölkerung ist so ruhig, als wenn von einer Okkupation nichts zu verspüren wäre. Die Zeitungen erscheinen, wie in normalen Zeiten; nur das Organ der radikalen Partei schrieb kürzlich in Anbetracht der bevorstehenden Gemeindevahlen daß es nicht angezeigt erscheine, unter solchen Ausnahmeständen, wie den gegenwärtigen, die Wahlhandlung vorzunehmen. Aber ich habe das unklare Gefühl, daß die Lage der radikalen Partei bei der Wahl nicht eben günstig ist, und daß ihr deshalb eine Vertagung der Abstimmung recht erwünscht wäre.

Wenn heute der Luxemburger vor die Gewissensfrage gestellt wäre, sich für eine der kriegsführenden Parteien zu entscheiden, so würde er sich zweifellos in einer argen Verlegenheit befinden. Das Land ist in Wahrheit von allem etwas gewesen; es war österreichisch und spanisch, gehörte zu Frankreich, wurde dann preussisch, war ein Teil des Norddeutschen Bundes und gehörte bis vor 25 Jahren zu Holland. Und seine innerpolitischen Zustände sind heute nicht weniger unklar und unklar, als seine geschichtlichen Verhältnisse. Obwohl Luxemburg ein zweifellos deutsches Land ist, kann es doch vor allem in den höheren Bevölkerungsklassen den französischen Einfluß nicht verleugnen. Man bedient sich der französischen Sprache im offiziellen Verkehr, der deutschen als Sprache im Gottesdienst und des Deutschen und des Französischen gemischt in den Schulen und in dienstlichem Verkehr mit den Behörden. Kurz, es ist ein zweisprachiges Land, dessen Junge heute allerdings gelähmt ist. Das Französische ist offiziell abgeschafft, und das ist so ziemlich das einzige Zeichen, das von der deutschen Okkupation läßt. Die Zahl der deutschen Soldaten, die man in den Straßen trifft, ist gering. Man begegnet vielmehr Luxemburgern, die mit ihren hohen Kräppis ein wenig an die Deserteure gemahnen. Deutsche und heimische Soldaten gehen ruhig, bisweilen Seite an Seite, als ob es sich um Angehörige desselben Heeres handelte. Es ist hier die einzige Gasse in Europa, wo der Krieg ein friedliches, ja fast lächelndes Ansehen zeigt, obwohl die Zukunft sich in undurchdringliches Dunkel hält. Von der jungen Großherzogin, die in diesen ersten Zeiten eine wahrhaft bewundernswürdige Festigkeit und Ruhe an den Tag gelegt hat, kann man nur mit Hochachtung sprechen. Unter dem Wust blödsinniger Geschichten, die über die Grausamkeit der „deutschen Barbaren“ verbreitet wurden und werden, war jene, die gar rühmlich erzählte, daß die Großherzogin mit der Mutter und ihren Schwestern in ihrem Schloß gefangen gehalten würde, der allerersten eine. In Sedan wurde mir die Geschichte noch mit der wirkungsvollsten Einzelheit erzählt, daß die unglückselige junge Fürstin von Offizieren, selbstverständlich betrunkenen Offizieren, bewacht würde, die sich nicht scheuten, bis an ihr Schlafzimmer vorzudringen. Der Zufall fügte es, daß die erste photo-

graphische Aufnahme, die ich in Luxemburg machte, jene der Großherzogin war, die in Gesellschaft einer alten Hofdame just aus einem Geschäft in der Großstraße heraustrat. Unter den Zuschauern, die das Erscheinen der jungen Souveränin auf der Straße erwarteten, befand sich auch ein deutscher Unteroffizier, der, als die Großherzogin über die Schwelle trat, in strammer Haltung stand, als stünde er vor seiner Kaiserin. Mit freundlichem Gruße dankte die liebevolle Fürstin für die Ehrbezeugung des Unteroffiziers, der triumphierend mit heiterem Schmunzeln zu seinen Nachbarn sagte: „Ja, die ist aus unserer massaischen Masse!“

Aus Stadt und Land.

Mitteilungen aus dem Bezirke für diese Rubrik nehmen wir jederzeit dankbar entgegen.

— Das Eisenerz 2. Klasse erhielt

Herr Unteroffizier der Landwehr Stiehler aus Wilsdruff



— Nach neueren Vereinbarungen zwischen der englischen und der amerikanischen Regierung wird amerikanische Baumwolle nicht mehr als Kontersubstanz angesehen. Künftig dürfen daher auch Ladungen mit amerikanischer Baumwolle ungehindert auch unmittelbar nach Deutschland gerichtet werden. Nach einer amtlichen Mitteilung sind schon folgende Schiffe von Amerika mit Baumwollladung nach Deutschland unterwegs: Dampfer „El Monte“, von New York nach Bremen abgefahren am 11. Dezember, Dampfer „Edison Light“, von New York nach Gothenburg abgefahren am 10. Dezember, Dampfer „Green Briar“, von New Orleans nach Bremen abgefahren am 11. Dezember, Dampfer „Carylyn“, wird in Kürze von Savannah nach Bremen abfahren, Dampfer „Brewic“ und „Rebraskan“ nehmen jetzt Ladungen auf.

— Der Landesausschuß der Vereine vom Roten Kreuz teilt uns folgendes mit: Wenn es auch den Mitgliedern der freiwilligen Krankenpflege nicht vergönnt ist, dem Feinde mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten, so ist ihr Verdienst um die Gesundheit und Schlagfertigkeit unseres Heeres deshalb wahrlich nicht geringer anzuschlagen, und mancher Verwundete und Kranke gedenkt dankbar der Leute, die ihm seine Schmerzen erleichterten und ihn in schwerer Krankheit pflegten. Besonders die freiwilligen Krankenpfleger, die in Seuchenlazaretten tätig sind, haben es in den Erregern an Typhus, Ruhr und Cholera mit unsichtbaren, tödlichen Feinden zu tun, und manche erliegen hier in stillem Helbenum. Auch von den Sächsischen Sanitätsmannschaften der freiwilligen Krankenpflege haben eine Anzahl in treuer Pflichterfüllung dem Tode ihren Tribut zahlen müssen. Es sind dies die Krankenpfleger Kurt Böhert, Mitglied der Sanitätskolonne 2, Chemnitz, Paul Wemman, Mitglied der Sanitätskolonne, Buchholz und Max Meyer, Mitglied der Sanitätskolonne Annaberg, die sämtlich im Stappen-Lazarett der 3. Armee zu Reibel gestorben sind, während der Krankenpfleger Wilhelm Granert, Mitglied der Sanitätskolonne Leipzig, kurz nach Antritt seines Dienstes im Reservelazarett 1, Dresden, an Blinddarmentzündung verstarb. Auch diesen Braven wird das Vaterland ein dankbares Andenken bewahren!

— Ueber 1200 Eisenerze 1. Klasse sind während des fast 8monatigen Krieges verliehen worden. Darunter sind die Pfleger allein mit 88 Kreuzen vertreten. Von Mannschaften vom Wachtmeister abwärts erhielten 103 das Eisenerz 1. Klasse.

— Handwerks-Gesellenprüfung. Im Hinblick auf die großen Vorteile, welche das Bestehen der Gesellen-

Hammer und Schwert.

Roman von Guido Kreuder.

(Nachdruck verboten.)

40] Und jetzt schnippte der neue Logenast das Streichholz aus, Klemmte die Zigarre zwischen den Zähnen fest und meinte beifällig: „Wissen Sie übrigens, Herr von Staron, daß ich extra freitwegen hergekommen bin?“

„Meinetwegen?“
„Ja, oder um mich präziser auszudrücken — ich bin in Begleitung hier und sah drüben auf der anderen Seite, als ich Sie plötzlich hier sah. Da hab ich mich bis zur großen Pause dispendiert und bin schleunigst herübergerückt, eh' Sie mir wieder durch die Lippen gingen. Denn ich hab mich schon seit längerer Zeit darauf gespitzt, Ihnen zu begegnen.“

„Jetzt verstehe ich Sie aber nicht.“

Der Citoman schlug die Beine übereinander.

„Das Verständnis läßt sich sofort ermöglichen, wenn Sie mir die Ermächtigung geben, mit Ihnen mal ganz offen und loszuliegen freundschaftlich zu sprechen. Nämlich und um mich, wie man im diplomatischen Verkehr sagt, amtlich zu beurlauben — ich verkehre im Hause Ihres Onkels, ich kenne den Baron Dreffensdorf und konnte mir in letzter Zeit sogar das gnädige Wohlwollen Ihres Fräulein Schwester gewinnen, womit es im Anfang bedenklich gehapert hatte.“

„In dem Gesicht des jüngeren war jählings eine abnehmende Kälte; und auch die Stimme klang scharf. „Sie kommen im Auftrag meiner Verwandten?“

„Ne“, sagte der Herr von Dähresen trocken; „ich komme überhaupt in niemandes Auftrag, denn ich bin kein Botschafter, den man nach Belieben hin und herschicken kann. Sondern ich suchte diese Unterredung aus eigener Initiative. Rein persönlich gedacht, würde es mir im übrigen diebstahligen Spoz machen, die beiden feindlichen Pole einander wieder zu nähern.“

„Sie scheinen dem Hause meines Onkels allerdings sehr nahe zu stehen, Herr von Dähresen; denn Sie sind

über unsere familiären Angelegenheiten erstaunlich gut informiert.“

„Stimmt!“ — der ehemalige 81. Dragoner ließ die Spitzen seiner tabellosen Kackfelle immer umschichtig auf und nieder wippen. — „Ich weiß zum Beispiel, daß Sie sich im Schweize Ihres Angesichts seit vier Jahren verweiseit bemühen, auf den Befehl raus zu flachstern; ich weiß, daß Ihr Onkel sich diese Verluste absolut verstandnislos mitansehen; ich weiß, daß Sie sich kürzlich mit Ihrem Fräulein Schwester überworfen haben; und ich weiß schließlich, daß Sie verlobt sind.“

„Daß ich...“

„Ja; aber bleiben Sie ruhig sitzen. Sie stören sonst den Jauberreigen in seiner Schlagapothek.“

„Wollen Sie mir bitte sagen, woher meine Verlobung Ihnen...“

Von Frau Mia Targolowicz selbst. Sie ist nämlich eine recht gute Bekannte von mir und wartet, nebenbei bemerkt, gerade uns gegenüber in der Fremdenloge sehr freundlich auf meine Rückkehr. Denn daß ich mich gegenwärtig so nett mit Ihnen unterhalte, davon hat sie allerdings keine Ahnung.“

Der Student schloß, wie er um eine Nuance blässer wurde. Er bewegte mechanisch die Lippen. Und suchte noch nach einer Entgegnung, als der Ältere schon wieder zu sprechen begann.

Sie müssen mir jetzt mal ruhig zuhören, Herr von Staron. Und wenn mir hier oder dort ein scharfes Wort unterlaufen sollte, dann dürfen Sie nicht argwöhnen, daß ich Sie kränken oder Ihnen zu nahe treten wollte; im Gegenteil. Aber es gibt da interne Zusammenhänge, die ich Ihnen erst aufdecken muß; bis Sie mir zum Schluß ja doch die Hand drücken und mir sagen: „Danke, Mißer Dähresen. Sie sind ein wirklicher Freund!“

Der Prestidigitateur hatte einer Pariser Soufrette das Feld überlassen, die mit Röchelschwung und einem Voceurum à la Kanarienvogel über die Bühne setzte. Aber die Stimme war so schüchtern, daß sie wenigstens nicht die Unterhaltung hörte. So wurde ich der kleine

Gentleman denn beruhigt seinem neuen Bekannten wieder zuzuwenden.

„Ich will mich möglichst kurz fassen, lieber Freund, und dabei gleich die Art Ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zur Oberlandstraße ausschalten; denn das geht mich nichts an, das müssen Sie mit sich allein ausmachen. Trotzdem ich persönlich Ihren Onkel sowohl wie Ihre Fräulein Schwester für zwei ganz außerordentliche Menschen halte. Aber Sie werden für Ihre gegenseitige Überzeugung sicher maßgebende Gründe besitzen. Nun aber mal zu Ihnen selbst, Herr von Staron. Ich bin, wie erwähnt, darüber informiert, daß Sie sich seit vier Jahren praktisch und theoretisch mit Literatur beschäftigen. Frau Targolowicz besitzt viele Ihrer Manuskripte und gab mir davon eine ganze Reihe zur Durchsicht.“

Der Student fuhr aus seinem argwöhnischen Schwelgen auf.

„Das... ist... unmöglich!“

„Doch; sie liegen sogar noch bei mir im Schreibtisch. Vielleicht werden Sie finden, daß es wenig gentlemanlike von mir war, sie überhaupt anzusehen. Aber mich interessiert nicht so sehr Ihre literarische Produktion, als die Feststellung, inwiefern das ironisierende Urteil Ihrer... Verlobten berechtigt war.“

Der andere hatte langsam das Gesicht gehoben. Da war eben ein Wort gefallen; und dieses Wort traf ihn wie ein Faustschlag. Er wiederholte es fassungslos: „Ironisierend?... Sie sagten — ironisierend! Soll das heißen, Frau Targolowicz habe sich über meine Arbeiten...“

„Austig gemacht!“ ergänzte der Romanerker gelassen. „Well; aber nehmen Sie das um Gottes willen nicht ernst — sie tat es keineswegs in verletzender Absicht. Es geschah einfach so, wie man sich über — Vergebung — über guten Humor oder eine Situationskomik amüsiert.“

(Fortsetzung folgt.)